

Spiegel der Gesellschaft

Aus der Geisendörfer-Jury Kinderprogramme / *Von Tilmann Gangloff*

epd Es war nie eine Vorgabe, aber stets ein Ziel, seit die Jury „Kinderprogramme“ zwei Preise vergeben durfte: Eine Auszeichnung sollte an einen Film oder eine Serie gehen, die andere an ein Magazin oder eine Dokumentation. In diesem Juryjahr hätte dies ein schiefes Licht aufs Kontingent geworfen, denn es gab nur drei fiktionale Sendungen, die den Statuten entsprachen. Anders als in früheren Jahren waren zum Beispiel die Weihnachtsmärchen von ARD und ZDF

nur mit einem Film, diesmal „Schlaraffenland“ (HR), vertreten.

Die Liste der Einreichungen ist dennoch repräsentativ für den Alltag des Kinderfernsehens: Das Programmangebot besteht nach wie vor zu einem großen Teil aus Serien, doch es handelt sich fast ausschließlich um Importe. Bis 2013 hatten der Kika und die anderen Programmacher stets einige Folgen von „Krimi.de“ nominiert, aber die Reihe ist eingestellt worden. „Live-Action“ ist teuer, und

auch Zeichentrick gibt es mittlerweile, wenn überhaupt, fast nur noch mit deutscher Minderheitsbeteiligung.

Neben einer mit viel Sympathie besprochenen Ausgabe von „Siebenstein“ über eine blinde junge Frau („Ich sehe was, was du nicht siehst“) enthielt das Kontingent nur die hübsche Animationsserie „Tilda Apfeln“ (MDR), die aus inhaltlichen Gründen nicht für eine Auszeichnung infrage kam, sowie „Schlaraffenland“, aber der Film hielt dem Vergleich mit den in früheren Jahren ausgezeichneten Märchen nicht stand.

Fremde Kulturen

Die mit viel Aufwand hergestellte „Siebenstein“-Folge verdeutlichte, dass gutes Fernsehen teuer ist, umso größer war die Anerkennung der Jury für das ZDF, dass es sich diesen Klassiker nach wie vor leistet. Die zweite Auffälligkeit des Fernsehjahrgangs 2016 war der thematische Schwerpunkt der Magazine und Dokumentationen: Die Flüchtlinge sind als Thema aus den Köpfen vieler Erwachsener verschwunden und auch im TV-Programm längst nicht mehr so präsent, aber im Kinderfernsehen spielen sie nach wie vor eine große Rolle. Nimmt man den Aspekt fremde Kulturen hinzu, beschäftigte sich ein gutes Drittel aller Sendungen mit diesem Themenkomplex.

Von den insgesamt 31 Einreichungen wurden neun als im weitesten Sinne preiswürdig eingestuft, sieben schafften es in die engere Wahl: eine ausgezeichnete Quote, es hat bei den Kinderprogrammen schon weitaus unergiebigere Jahrgänge gegeben. Inklusiv einer Sonderausgabe der „Sendung mit der Maus“ über Polen ging es bei der Preisfindung drei Mal um Völkerverständigung. Dass letztlich keine dieser Sendungen unter den Preisträgern war, hat Gründe, die nicht allein an Qualitätskriterien festzumachen sind.

Der nur 15 Minuten lange und mit dem Grimme-Preis ausgezeichnete ZDF-Film „Ibrahim und Jeremia – Brüder auf Zeit“ aus der Reihe „Stark!“ zum Beispiel wäre unter anderen Voraussetzungen ein sicherer Kandidat gewesen. Autorin Maike Conway hatte schlicht das Pech, dass die Jury im vorigen Jahr mit „Rosa – Tun kann jeder was“, einer „Stark!“-Dokumentation von Phillis Fermer über die Freundschaft zwischen der jungen Kölnerin Rosa und dem albanischen Flüchtlingsmädchen Hisjona, einen ganz ähnlichen Film ausgezeichnet hat. Conway erzählt von einer bayerischen Familie, die den 14-jährigen Ibrahim aufgenommen hat. Der junge Syrer hat sich ganz allein bis nach Deutschland durchgeschlagen, und der zwölfjährige Jeremia hat plötzlich einen Bruder, was er offensichtlich ganz prima findet.

Weil Conway, die 2015 einen nicht minder bewegenden „Stark!“-Beitrag über ein HIV-positives Mädchen gedreht hat („Corinne – Mein Geheimnis“), ihren Protagonisten viel Raum gewährt, hat man als Zuschauer Zeit, sich in beide Jungs hineinzufühlen. Ähnlich wie Fermers letztjähriger Preisträger „Rosa“ macht der Film Mut, denn er zeigt, wie einfach es ist, Gutes zu tun, trotzdem ist der Film nicht belehrend, Conway kommt ohne Off-Kommentar aus.

Ausgezeichnetes Kinderfernsehen

epd In der Kategorie „Kinderprogramme“ des Robert Geisendörfer Preises sind die Preisträger in diesem Jahr die BR-Redakteurin Birgitta Kaßbeckert und der Regisseur Johannes Honsell für die Folge „Der Leben- und Sterben-Check“ aus der Reportagereihe „Checker Tobi“ sowie Autor und Regisseur Marco Giacomuzzi für seinen Film „Jons Welt“ (HR) aus der Kika-Reihe „Schau in meine Welt!“. Die Preise sind mit jeweils 5.000 Euro dotiert. Stifter sind die Wolfgang und Gerda Mann Stiftung – Medien für Kinder sowie die Evangelische Akademie Tutzing. Unser Autor Tilmann Gangloff war Mitglied der Jury Kinderprogramme.

Auch die „Polen-Maus“ (WDR) blieb letztlich ohne Preis, obwohl nur wenige andere Produktionen handwerklich derart beeindruckten. Die Sendung ist in jeder Hinsicht beispielhaft dafür, wie ein Film dieser Art konzipiert, komponiert und strukturiert werden sollte. „Das kann man nicht besser machen“, lautete eine Einschätzung der Jury. Die Spezialausgabe zeigt einen Ausflug von Ralph Caspers nach Warschau, wo er einige Sehenswürdigkeiten vorstellt, eine Schulklasse besucht und eine Familie kennenlernt. Seine Presenter-Leistung lässt die Sendung auch im Vergleich zu früheren „Auslands-Mäusen“ herausragen.

Caspers, der bereits 2011 für ein „Maus-Spezial“ über Südafrika ausgezeichnet wurde, wirkt nochmals gereift, sein besonderer Humor passt perfekt in den Rahmen, zumal er auch nicht mehr jede Gelegenheit nutzt, um eine Pointe unterzubringen. Ähnlich wie früher Willi Weitzel vermittelt er das Gefühl, dass er die Dinge wirklich wissen will. Gerade Kinder haben ein ausgeprägtes Gespür dafür, ob es jemand ernst meint oder ob er nur seinen Job macht.

Die Jury hat sich jedoch stattdessen für eine Folge der Reportagereihe „Checker Tobi“ (BR) entschieden, auch aus thematischen Gründen: Wie einst Weitzel in „Willi wills wissen“ befasst sich Tobias Krell im „Leben- und Sterben-Check“ mit dem Thema Tod. Großes Lob

gebührt Redaktion und Produktion, die ausgezeichnete Gesprächspartner gefunden haben, allen voran eine attraktive junge Bestatterin, die sich mit ihrer Mischung aus Ausstrahlung und Gelassenheit als echter Glücksfall erweist. Dass Krell am offenen Sarg angesichts der Leiche einer alten Frau gleich drei Mal innerhalb von 60 Sekunden „krass“ sagt, lässt ihn zwar nicht souverän erscheinen, zeigt andererseits aber auch, wie nahe ihm das Thema geht.

Die Sendung macht es dem Moderator und erst recht den Zuschauern nicht leicht, da es nun mal auf die Frage, was nach dem Tod kommt, keine eindeutige Antwort gibt. Dass religiöse Aspekte konsequent ausgespart werden, spielte bei der Preisdiskussion überhaupt keine Rolle. Auch ohne Priestergespräch präsentiert der „Leben- und Sterben-Check“ ein breites Spektrum. Krell hat sich unter anderem mit Kindern unterhalten, die ein Elternteil verloren haben, und einen Krebskranken in einem Hospiz besucht. Gerade dieses Gespräch ist alles andere als niederschmetternd, denn der Mann, obschon erst 50, ist mit sich im Reinen. Auch dank seiner Mitwirkung vermittelt die Sendung glaubwürdig, dass der Tod nichts Schreckliches ist und zum Leben gehört.

Feinfühliges Behandlung

Die Jury sprach den Preis der verantwortlichen Redakteurin Birgitta KaBeckert und dem Regisseur Johannes Honsell zu, denn die Auswahl der Gesprächspartner hatte entscheidenden Anteil an der Qualität dieser Sendung, die sich neben der feinfühligsten Behandlung des Themas nicht zuletzt durch die vermittelte Stimmung auszeichnet: Obwohl es in den Interviews stets um den Tod geht, ist sie ausgesprochen lebensbejahend.

Während sich „Checker Tobi“ nur denkbar knapp vor der „Sendung mit der Maus“ platzieren konnte, war der zweite Preisträger unumstritten. In seinem Film „Jons Welt“, einem Beitrag zur Kika-Reihe „Schau in meine Welt!“, stellt Marco Giacomuzzi den zwölfjährigen Autisten Jon vor. Der Autor war schon im letzten Jahr äußerst positiv aufgefallen. Von „Jons Welt“ war die Jury ähnlich begeistert wie im vergangenen Jahr von „Gedeon und sein Kobold“. Der Film zeichnet sich durch die große Nähe aus, die der Regisseur und sein Kameramann Harald Schmuck zu dem Jungen hergestellt haben.

Das Porträt macht keinen Hehl daraus, dass Jon seiner Familie auch mal auf die Nerven geht, weil er permanent lautstark Busdurchsagen nacherzählt („Nächste Haltestelle. . .“). Trotzdem gelingt es Giacomuzzi, große Sympathie für den Jungen zu wecken. Dafür muss er nicht viele Worte machen, denn auf einen Kommentar verzichtet sein Film weitgehend, die wenigen Informationen sind eher eine Art Kapitelüberschrift. Die

musikalische Untermalung kommt ohne die üblichen Popsongs aus, die in anderen Porträts dieser Art für Emotionen sorgen sollen.

Große Anerkennung gebührt der Kameraarbeit, ihr ist die Authentizität zu verdanken, die der Film vermittelt. Während Kameraleute in solchen Reportagen meist auf spektakuläre Aufnahmen aus sind, hat Schmuck nicht nur für eindrucksvolle Bilder gesorgt, er beweist auch ein intuitives Gespür für die relevanten Momente. Sie sind es, die den kleinen Jon zum Helden seines Alltags machen. Und Jon verzaubert mit Aussagen wie „Ich möchte eine hübsche Seele“.

Zwiespältige Gefühle

Neben „Jons Welt“ gab es noch fünf weitere Einreichungen aus „Schau in meine Welt!“. Den Beiträgen aus anderen Ländern gelingt es jedoch meist nicht, echte Nähe zu den Kindern herzustellen. Oft plätschern die Filme ohne erkennbare Dramaturgie vor sich hin. „Avraham und seine neue Heimat“ (Kika) von Andrea Morgenthaler weckte sogar den Unmut der Jury: Das Porträt eines jüdischen Jungen lasse nicht nur viele Fragen offen, sondern vermittele angesichts der sektenähnlichen orthodoxen Rituale auch „ein ärgerliches Bild von Religion“, weil es den Eindruck erwecke, Religion bestehe in erster Linie aus Ritualen, „die die Freiheit beschränken“.

Zwiespältige Gefühle rief auch Carmen Buttas Beitrag „Haya - Ein Mädchen in Saudi-Arabien“ (SWR) hervor. Der Film ist zunächst wegen des Kontrasts faszinierend: hier ein hochmodernes Stadtbild, dort ein mittelalterliches Frauenbild. Buttas Heldin, ein elfjähriges Mädchen, träumt von der Freiheit, weiß aber genau, dass es demnächst unter einem Schleier verschwinden wird. Während viele Erwachsene über die nötigen Hintergrundkenntnisse verfügen, dürften Kinder auf den Film recht ratlos reagieren. Butta nehme zwar den Reihentitel „Schau in meine Welt!“ beim Wort, doch zur Völkerverständigung trage ihre Arbeit nicht bei, fand die Jury. Im Unterschied zu dem thematisch ähnlichen Kinofilm „Das Mädchen Wadjda“ wecke die Dokumentation keine Hoffnung, es sei im Gegenteil traurig zu sehen, wie sehr Haya bereits indoktriniert sei.

Ähnlich kontrovers wurde „Yasmin und die Eisenbahnstraße“ (MDR) diskutiert. Stephan Liskowsky stellt ein elfjähriges Mädchen aus Leipzig vor, das in einem sozialen Brennpunkt lebt. Im Kontrast zum sonstigen Wohlbefinden, das Kinderfernsehen in der Regel verbreitet, ist der Film so etwas wie der Einbruch der Wirklichkeit in den Kinderkanal: Yasmin erzählt von Schiebereien, Junkies und von Kindern, die mit Süßigkeiten verführt werden. Sie hat Furchtbares erlebt und

beobachtet, aber sie erzählt ganz unbefangen davon. Viertel wie jenes, in dem Yasmin lebt, gibt es in allen Großstädten, die Jury begrüßte Liskowskys Mut, darüber zu berichten und auf diese Weise die Erkenntnis zu vermitteln, dass auch dort Kinder leben.

Heikel ist auch die Wahl der Protagonistin: Yasmin ist Übergewichtig, kann nicht richtig Deutsch („das kostet teuer“) und geht auf eine Sonderschule, ist also eine Heldin, mit der sich junge Zuschauer erfahrungsgemäß lieber nicht identifizieren möchten. Trotzdem gelingt es Liskowsky, das Mädchen sehr sympathisch erscheinen zu lassen. Dennoch wirft auch dieser Film wirft mehr Fragen auf, als er beantwortet.

Wahrnehmung und Annäherung

An den drei eingereichten Beiträgen aus der WDR-Reihe „neuneinhalb“ gab es ebenfalls Kritik. Dass die Filme deutlich oberflächlicher ausfielen als die besseren „Schau in meine Welt!“-Folgen, ist sicher auch eine Frage der mit neuneinhalb Minuten ungleich kürzeren Sendezeit. Das zeigte sich vor allem bei „Leben mit Autismus - Zu Besuch in Timos Welt“: weil Reporterin Siham el-Maimouni in der kurzen Drehzeit keine auch nur annähernd so große Nähe zum elfjährigen Timo aufbauen konnte wie Giacomuzzi zu Jon. Allerdings hatte die Jury auch den Eindruck, sie sei nicht darauf vorbereitet worden, wie sie mit einem autistischen Jungen umgehen soll.

In der Reportage über „Leben im Kinderdorf“ wiederum lässt sich dieselbe Autorin viel zu wenig auf die Innenwelt der traumatisierten Kinder ein, als habe sie Angst, die Büchse der Pandora zu öffnen. Dabei müsste sie stellvertretend für den Zuschauer erspüren, wie sich das Leben in diesem Kinderheim anfühlt, zumal es seinen Schutzbefohlenen offenbar ein liebevolles Zuhause bietet. Im Vergleich mit der „Polen-Maus“ zeigt sich das unterschiedliche Verständnis: Hier wie dort ist der Ansatz journalistisch, aber die „Maus“-Ausgabe funktioniert viel stärker über Wahrnehmung und Annäherung, eine Komponente, die in den drei „Neuneinhalb“-Beiträgen völlig fehlt, zumal die Reporterinnen nicht vermitteln, wie es ihnen selbst geht.

Bleiben noch einige Einreichungen, die sehr positiv besprochen wurden, es aber aus verschiedenen Gründen nicht bis in die letzte Preisfindungsrunde schafften. Eine Spezialausgabe der Vorschulreihe „Die Sendung mit dem Elefanten“ (WDR) zum Thema Flüchtlinge veranschaulicht das Thema überaus altersgerecht anhand eines ebenso amüsanten wie zum Nachdenken anregenden Zeichentrickfilms über ein Krokodil, das seinen Tümpel verlassen muss, und erzählt ein typisches Flüchtlingsschicksal mit Hilfe von Kinderzeichnungen.

Die Reihe hat jedoch erst 2015 einen Geisendörfer-Preis erhalten.

Ebenfalls als preiswürdig wurde die Folge „Orgelspieler vs. Wasserspringer“ aus der MDR-Reihe „Hobbymania“ eingestuft. In dem Format tauschen Kinder ihr Hobby: Der Orgelspieler muss dem Wasserspringer das Orgelspiel beibringen und umgekehrt. Angesichts der vielen Talentshows, bei denen die Kritik und die Konkurrenz im Vordergrund stehen, freute sich die Jury über den prosozialen Charakter des auch handwerklich sehr sorgfältig gemachten Films (Idee und Regie: Anke Kossira, Buch: Barbara Euler, Autorin: Tina Sawetzki), weil die beiden Jungs einen äußerst wertschätzenden und aufmunternden Umgang miteinander pflegen. Letztlich war es die thematische Relevanz, die den Ausschlag für die anderen Produktionen gab.

Spielarten des Glaubens

Besonderes Augenmerk legte die Jury auf die jüngste Ausgabe des Kika-Formats „Schnitzeljagd“, schließlich ging es diesmal „Mit Christus um die Welt“ (Buch und Regie: Christian Heynen). Geradezu euphorisch wurde begrüßt, dass der stets als hüftsteif empfundene Bernhard „Ben“ Blümel diesmal Verstärkung durch die jüngere und frischere Amy Mußul bekommen hat. In einem Wettbewerb sollen die beiden rund um den Globus das Geheimnis des Christentums aufspüren. Auf diese Weise informiert die vierteilige Dokumentation völlig wertfrei über die verschiedensten Spielarten des christlichen Glaubens.

Schon das ist aus Sicht der Jury ein Wert an sich: es sei viel einfacher, fremde Religionen und ihre Rituale darzustellen, als sich mit den Wurzeln unserer Kultur zu befassen. Als didaktisch klug wurde auch der induktive Ansatz der Reihe empfunden: Sie erklärt nicht, was Nächstenliebe ist, sondern zeigt konkrete Beispiele, die erst anschließend benannt werden. Hintergrundinformationen werden in Form gut integrierter kurzer Animationsfilme eingestreut. Die Rahmenhandlung mit der Schnitzeljagd rund um die Welt wurde zwar als etwas konstruiert empfunden, aber grundsätzlich gab es großen Respekt für den Kika, ein derart aufwendiges Projekt zu stemmen. Gegen einen Preis sprachen gewisse handwerkliche Schwächen - und Ben.

Das Engagement von ARD, ZDF und Kika - die wenigen Produktionen der Privatsender spielten bei der Preisfindung keine Rolle - im dokumentarischen Bereich ist beachtlich. Angesichts des deutlichen Übergewichts von Magazinen und Reportagen stellte sich die Jury die Frage, ob eine Beschränkung des Kontingents auf Leistungen deutscher Sender noch zeitgemäß sei, diese

Haltung widerspreche auch dem europäischen Gedanken.

Anlass für die Diskussion war eine vom Kika eingereichte ausgesprochen schöne Folge der irischen Serie „Lilys Strandschatz Eiland“ über den Tod. Ob sie letztlich ausgezeichnet worden wäre, ist hypothetisch, aber der Umgang mit dem Thema Trauerarbeit – die Bewohner des Eilands haben einen Freund verloren, bei der Trauerfeier erzählt jeder eine Geschichte über ihn – stieß auf große Sympathie. Solche Produktionen, hieß es, sollten einen Preis bekommen können, ganz gleich, wo sie entstanden sind, es sei wichtig, über den Tellerrand zu schauen.

Die Gegenargumente waren inhaltlicher und praktischer Natur: Ein deutscher Medienpreis sollte in erster Linie deutsche Produktionen auszeichnen, eine Ausweitung auf europäische oder womöglich auch außereuropäische Kindersendungen wäre zeitlich gar nicht zu bewältigen. Außerdem gebe es dafür den Prix Jeunesse. Eine Berücksichtigung einheimischer Produktionen, die ohne

Beteiligung eines hiesigen Senders hergestellt worden sind und beispielsweise bei Youtube aufgerufen werden können, wurde dagegen begrüßt.

Der deutliche Rückgang des eigenproduzierten fiktionalen Anteils im Kinderprogramm ist höchst bedauerlich: weil Filmen und Serien bei der Bildung von Identität eine ungleich größere Bedeutung zukommt als Magazinen und Dokumentationen. Diskutiert wurde auch über das Verschwinden der Kinder aus dem Familienfernsehen. Wenn sie im Abendprogramm auftauchen, etwa in Shows wie „Superkids“ oder „The Voice Kids“ (beide von Sat.1 eingereicht), dann nur als kleine Stars. In Familienserien hingegen, stellte die Jury fest, wirkten Kinder, wenn überhaupt, nur als Problemverursacher mit. Autoren plädierten vergeblich dafür, Handlungsstränge mit Kindern einzuführen, in den Redaktionen heiße es dann, das werde von den Zuschauern nicht gewünscht. In dieser Hinsicht erscheint das Fernsehen als Spiegel einer Gesellschaft, in der Kinder nicht wahrgenommen werden. ■